

2.

Ueber einige wichtige Pflichten gegen  
die Augen.

---

Wie wenn einmahl die Sonne nicht wieder käme, fragte Amintor. Und wie wenn sie wieder käme und ich sähe sie nicht mehr; fühlte noch ihre Wärme, hörte noch den Lobgesang, womit sie der Wald begrüßt, und sähe sie nicht mehr? Ach! dieses ist das Loß von Tausenden! Gerechter Gott! Vom Sehenden zum Blinden, welche Veränderung! Der, der noch kaum, gleich einem Gott, den Himmel mit seinem Blick umfaßte; der Sonnen aufzählte zu Tausenden, die Quellen des Lichts und des Lebens für Geschöpfe ohne Zahl; der in einem Nu die Träh-

lingslandschaft mit ihren Blüten und  
Heerden, oder die Pracht der Städte,  
oder die Wogen des stürmenden Meeres,  
oder den Aetna und Vesuv, oder Aegyptens  
Pyramiden übersah; der die Figur  
der Reiche, ja der Erde selbst maß und  
zeichnete — — da kriecht er nun, und  
ertastet sich mit Mühe in Monathen den  
kümmerlichen Plan seiner Schlafkammer;  
die roheste Nachformung von einer Dorf-  
Kirche würde ihm Jahre kosten, wenn sie  
ihm nicht den Hals kostete, und mit einer  
vom Aetna nur so genau, als das Wild,  
das im Winkel einer Landkarte Feuer  
speyt, würde er Jahrhunderte zubringen,  
wenn sie nicht ganz seine Kräfte über-  
stiege; der, der durch das Medium der  
Gebehrden den Menschen im Innersten  
des Herzens laß, hört jetzt bloßes Zun-  
genspiel; der die Wahrheit der Worte

wiegen konnte, fühlt jetzt bloß ihre Glätte, und elender, abhängiger Glaube führt die Haushaltung für Selbstüberzeugung in ewiger, ewiger Nacht! — —

Dieses ist das Loß von Tausenden, und wer das Spinnengebäude des Organs kennt, auf welches hier alles ankommt, die Menge der Feinde die ihm von außen und innen drohen, der wird erstaunen müssen, daß es nicht das Loß der Hälfte des menschlichen Geschlechts ist. Bey weiten der größte Theil derer, die dieses Unglück erleiden, die diesen Halbtod, möchte ich sagen, sterben, sterben ihn freylich unverschuldet durch Zufälle; allein keine geringe Anzahl und zwar gerade unter einer Classe von Menschen, von denen man es am wenigsten erwarten sollte, ich meine der so genannten gebildeten höhern Classe, erleiden ihn öfters durch Schuld,

wo nicht wissentlich durch muthwilligen Leichtsinm, doch gewiß sehr oft aus einer Unwissenheit, die leicht zu überwinden gewesen wäre. Für die noch Gefunden dieser Classe enthält nachstehender Aufsatz Warnung und einigen Unterricht, für die bereits Kränkelden Unterricht und Trost, wo er möglich ist; für die ganz Erstorbenen findet sich hier nichts; ihre Wiedererweckung, wenn sie möglich ist, gehört für den Arzt. Wie froh würde ich seyn, wenn ich durch diese wenigen Blätter nur einem einzigen Leidenden Trost verschaffen, oder nur einen einzigen Leichtsinmigen zur Ueberlegung bringen könnte, oder jemanden, der nie an den Verlust seiner Augen gedacht hat, dahin, daß er wenigstens daran zu denken anfängt, und sich den Genuß des Lebens nicht vergällt. O man braucht nicht völlig zu erblinden, und kann den-

noch von dieser Seite sehr unglücklich  
fenn. Wer je einen Fehler an seinen  
Augen bemerkt hat, wird wissen, in was  
für eine Verfassung ihn diese Entdeckung  
setzte, und was für Zeit die Augenproben  
wegnahmen. Der Gedanke: in einem  
Jahre bist du vielleicht blind,  
mischt sich in alles ein, er ist der erste  
beym Erwachen und der letzte bey  
Schlafengehen; keine Gegend und keine  
Gesellschaft reizt mehr; Nachrichten von  
neuen Entdeckungen und von neuen Büchern  
werden mit Unmuth gelesen; selbst in  
Träumen sieht man sich nicht selten im  
Spiegel durch Augen en stellt, die sich selbst  
in keinem Spiegel der Welt so sehen  
könnten. Trifft ein solches Schicksal eine  
ohnehin hypochondrische Seele, so geht alles  
viel schlimmer; der vermeintliche Candidat  
der Blindheit wird nun wirklich krank,

und die reelle Krankheit verschlimmert die halb eingebildete; das Probiren der Augen bey jeder Gelegenheit nimmt zu, und die Proben fallen immer elender aus, so geht es immer crescendo fort bis zur Verzweiflung oder dem Tod. Wer sich also früh einer Augenconomie befließigt, erspart sich ein großes Leiden, das, wenn es dennoch kömmt, gewiß schon dadurch, zumahl bey empfindlichen Seelen, vieles von seiner Bitterkeit verliert, daß es unverschuldet kömmt. — Den guten Rath und die Lehren, welche nachfolgende Blätter enthalten, habe ich zum Theil aus einem Aufsatz des Hrn. Prof. Büsch \*) gezo-

\*) S. Erfahrungen von J. G. Büsch Professor in Hamburg. Hamburg 1790. 2 Bände in 8; im 2ten Bande Seite 261: Guter Rath bey verschiedenen Fehlern der Augen; ein Aufsatz, der sich nicht allein, wie alles was von diesem vortheilhaften Manne kömmt, durch diese Einsichten in die Sache überhaupt,

gen, theils aus einer neuern Schrift des englischen Optikus Adams \*), und theils aus eigener Erfahrung.

Vor allen Dingen lerne man auch bey dem besten Gesicht sich nie für ganz sicher zu halten, und ja bey gesunden Augen zuweilen an fränke zu gedenken, und durch behuthsamem Gebrauch wenigstens Kraft für sie aufzuspahren, wenn sie dereinst alt werden. Man bemühe sich daher, so viel als möglich, bey allen Verrichtungen ein gleichförmiges Licht zu erhalten, da wenigstens, wo es leicht angeht, und wir von uns abhängen. Eine Vernachlässigung

sendern über das, welches hier von großem Werth ist, durch Erfahrung und Beobachtungen an sich selbst, empfiehlt.

- \*) An Essay on Vision etc. intended for the service of those whose Eyes are weak or impaired by G. Adams. London 1789. gr. 8. (Von diesem Buch ist eine deutsche Uebersetzung zu Gotha erschienen. Zweyte Aufl. 1800.)

in diesem Artikel, ist die schleichende Ursache unzähliger Augenkrankheiten, ja nicht selten der völligen Blindheit. Adams erzählt bey dieser Gelegenheit folgende Geschichte. Ein Rechtsgelehrter in London wohnte so, daß seine Zimmer nach der Straße zu die volle Mittagssonne hatten, seine hintern Zimmer lagen daher nicht allein gegen Mitternacht, sondern gingen auch noch dazu in einen kleinen Hof, der mit einer hohen Mauer umgeben war, und waren also etwas finster. In diesen Zimmern arbeitete er, frühstückte und speisete hingegen in den vordern, in welche ihn überdieß sonstige Berrichtungen öfters zu gehen nöthigten. Dieses Mannes Gesicht nahm ab, und er hatte dabey einen immer währenden Schmerz in den Augen. Er versuchte allerley Gläser, consultirte Deulisten, aber alles vergeblich, bis er



endlich fand, daß der hstere Uebergang aus dem Dunkeln zum Hellen die Ursache seiner Krankheit sey. Er veränderte also seine Wohnung, und vermied alles Schreiben bey Licht, und wurde sehr bald wieder hergestellt. Weit trauriger ist der Fall, dessen Hr. Prof. Büsch Erwähnung thut: So manche Augenschwäche, sagt er 2), und völlige Blindheit entsteht bloß aus Verfehlung dieser wichtigen Regel. Als ich vor funfzehn Jahren den seligen Hagedorn in Dresden zum ersten Mal besuchte, den ich fast ganz blind fand, nahm er meinen Besuch in einem Zimmer an, wo mir das Licht ganz unausstehlich war. Er wohnte in einer ziemlich schmalen Gasse. Das Sonnenlicht fiel von den Quadersteinen der gegen über gelegenen Häuser scharf zurück in das Zimmer.

Haben Sie, fragte ich, in diesem Hause schon lange gelebt? — Schon über zwanzig Jahr. — — Und war dieß immer Ihr gewöhnliches Arbeitszimmer? — Das war es beständig. — So, sagte ich ihm, sehe ich mit Bedauern die Ursache Ihres Unglücks ein, denn in diesem Lichte konnten Ihre Augen nicht gesund bleiben. — “Ich habe, fährt Hr. Prof. Büsch fort, bey mehr als einem Kinde Augenkrankheiten, die vielleicht keinen bösen Ausgang gehabt haben möchten, in einer völligen Erblindung sich endigen sehen, weil deren arme Aeltern keine Vorhänge vor die Fenster und die Wiegen der Kinder hatten.” Vorzubeugen ist hierbey leicht, die Cur des eingetreteten Uebels aber oft schwer, ja wie Adams sagt, und wie es auch wohl bey dem Hrn. v. Hagedorn der Fall gewesen seyn wird, ganz unmöglich.

Hieraus wird sich nun leicht auch in dem Zimmer selbst die Lage des Schreibtisches, und des Katheders bestimmen lassen. Man schreibe oder lese nie, wenn man es haben kann, in der Lage, daß ein helles Fenster gerade gegen über so steht, daß jedesmahl das Licht in das aufgeschlagene Fenster fällt, sondern lasse das Licht von der Seite einfallen. In Fällen, wo keine solche Abänderung Statt findet, als bey Kanzeln, suche man mit Vorhängen oder sonst auf eine Weise dem Schaden vorzubeugen, und allemahl ist es nützlich, es wenigstens zu wissen. Wer weiß, ob nicht, wenn diese Regeln allgemeiner befolgt würden, die schwachen Augen unter die seltenen Krankheiten gezählt werden würden. Als Aufmunterung zur Befolgung dieser Regel muß ich anführen, daß dadurch und einige andere, die unten vorkommen wer-

den, Hr. Prof. Büsch nunmehr zwey und dreyßig Jahre nach dem Zeitpunkt, da er Grund hatte zu fürchten, daß aller Gebrauch seiner Augen aufhören und er im Mittage seines Lebens erblinden würde, noch immer sieht und liest und schreibt. Auch ergibt sich hieraus die Stellung der Betten. Das freye Tageslicht, und noch viel weniger das volle oder reflectirte Sonnenlicht sollte nie die Augen des Schlafenden treffen können; denn selbst wenn es, ihm unbewußt, während des Schlafes auf die Augenlieder fällt, so kann dieses, zumahl, wenn er bereits schwache Augen hat, den ganzen Tag über die größten Beschwerden verursachen. Hierauf hat man besonders auf Reisen zu sehen, und wenn man des Abends spät ankömmt, die Lage der Fenster und die Beschaffenheit der Bettvorhänge zu un-

tersuchen, damit man nicht auf eine unangenehme Weise des Morgens vom Tage oder gar von der Sonne überfallen werde. Im Wagen, wo die hellen Fenster sehr stark gegen das Uebrige abstecken, ist ein doppelter oder dreysach zusammen genähter, grüner Flor für empfindliche Augen das beste Hülfsmittel, denn die Läden hemmen den Umlauf der reinen Luft, und die feinsten Vorhänge die Aussicht, die, zumahl auf entfernte Gegenstände, dem Auge in vieler Rücksicht so wohlthätig ist. Einfache Seide, dergleichen die Damen tragen, um dadurch zu sehen, und gesehen zu werden, sind zu dünne, und wenn sie gebläunt sind, noch eher schädlich. Aus dieser ersten Regel überall nach gleichförmigem Lichte zu trachten, ergibt sich auch die Beschaffenheit der Schirme. Man gibt dem schwachen Auge gern einen

Schutz von oben, dieses ist sehr recht ges-  
than, sagt Hr. Prof. Wärsch, in so fern  
dadurch das helle von oben einfallende  
Tageslicht von dem Auge abgehalten wird.  
Aber man bedenkt nicht, daß dadurch die  
untere Hälfte des Auges, in welche das  
Licht von oben fällt, ganz in Schatten  
gesetzt, die obere Hälfte aber beständig  
durch das in dasselbe fallende Licht ge-  
reicht wird. Dieß ist keinem Auge gut.  
Es muß ein sehr gesundes Auge seyn,  
daß dabey lange aushält. Wie aber,  
wenn das Uebel gar mehr im obern Theile  
des Auges seinen Sitz hat? dann ist es  
gerade verkehrt gehandelt. Der gesündere  
Theil wird geschützt und der schwächere  
soll immerfort Dienste thun \*). Uebers-  
haupt erfordert alle Erleichterung, die  
man dem Auge durch Dunkelheit ver-

\*) U. a. D. S. 393.

schafft, viele Vorsicht. Alle am Tage selbst mit grünen Vorhängen erkünstelte Verdunkelung kann schädlich werden, theils weil sie nie so vollständig erhalten werden kann, daß nicht hier und da etwas durchschimmere, theils weil man, wenn man nicht ganz müßig oder unfähig ist sich zu bewegen, unmöglich lange darin anhalten wird. Die natürliche Dämmerung ist die beste, und man sollte den Genuß derselben dem ermüdeten Auge nicht mißgönnen, zumahl da sie außerdem der Ueberlegung so sehr günstig ist. Schreiben oder lesen muß man in der Dämmerung nie. Es ist ein Verfahren, das, den gelindesten Ausdruck zu gebrauchen, thöricht ist. Der schnelle Gewinn an Dehl und Zeit geht tausendfach durch das Leiden und den Unmuth hin, den man sich durch schwache Augen zuzieht. Ein Freund von

mir klagte mir eines Tages: er habe  
sonst so schön in der Dämmerung lesen  
können, jetzt könne er es nicht mehr,  
und fürchte, wenn es mit dieser Abnahme  
seines Gesichts so fort ginge, so würde  
er vor seinem vierzigsten Jahre blind wer-  
den. Ich sagte ihm, er habe freylich  
Recht, ich glaube auch, daß wenn es so  
fortginge, aber mit dem Lesen in  
der Dämmerung, so würde er blind  
werden. Er habe sehr richtig geschlossen, ob  
er gleich die Wirkung für die Ursache ge-  
nommen habe, er könne nicht deswegen,  
sagte ich, nicht mehr in der Dämmerung  
lesen, weil sein Gesicht im Abnehmen sey,  
sondern es nähme ab, weil er immer noch  
in der Dämmerung lesen wolle. Sein  
Fehlschluß, so sehr er auch sonst Fehl-  
schlüsse haffete, machte ihm dieses Mahl  
keine geringe Freude. Er unterließ das



Lesen in der Dämmerung, und sein Gesicht nahm so wenig ab, daß ich diese Geschichte auch mit deswegen hierher setze, um ihm, der diese Zeilen in diesem kleinen Druck, jetzt in seinem fünfzigsten Jahre gewiß (vielleicht gar einmahl aus Muthwillen in der Dämmerung) lesen wird, eine Freude in der Ferne zu machen. Es ist überhaupt ein sehr großer, wiewohl sehr gemeiner Irrthum, zu glauben, ein schwaches Licht sey den Augen günstig. Dem unbeschäftigten Auge wohl, daß nicht sehen will, allein dem sehen wollenden ist es schlechweg schädlich, und ein starkes zuträglicher. Daß hier die Rede nicht vom unmittelbaren Sonnenlichte, oder von weißen Gegenständen, als z. B. von Schnee zurückgeworfenem ist, versteht sich von selbst. Dieses kann freylich Entzündungen der Augen bewirken,

die nicht bloß Schwäche des Gesichtes, sondern völlige unheilbare Blindheit in kurzer Zeit zur Folge haben können. Gegen einen solchen Mißbrauch des Lichts warnt aber auch die Natur gemeiniglich bald durch ihr gewöhnliches Mittel, den Schmerz, und das unerträgliche, was jene Empfindung begleitet. Was man gemeiniglich schädliches im starken Lichte zu finden glaubt, ist nicht so wohl dieses, als der Mangel an gleichförmiger Verbreitung desselben im Auge. Man kann am Tage ohne die mindeste Beschwerde Stunden lang in den Mond sehen, selbst wenn er hoch über dem Horizont steht, bey der Nacht geht dieses nicht an, ja man hat Beyspiele, daß Astronomen, die ihn des Nachts durch Ferngläser lange unberrückt und ohne gefärbte Gläser betrachtet haben, um ihr Auge gekommen sind. Dieses rührt daher:

Am Tage leuchtet nicht bloß der Mond, sondern auch alle Gegenstände umher, und selbst der benachbarte Himmel wirft blaues Licht zurück. Dadurch wird die Pupille gehörig verengert, überflüssiges Licht abgehalten, und überdieß der Boden des Auges mit gleichförmigem übermählt. Hingegen bey der Nacht wirken die Gegenstände sehr ungleichförmig auf das Auge, und bringen daher in einander nahe liegenden Theilen desselben entgegengesetzte Wirkungen, theils gleichzeitige, theils successive hervor, welches immer eine Art von anfangs zwar vorübergehender, aber endlich mehr oder weniger anhaltender Zerrüttung ist, derjenigen analog, die plötzlicher Uebergang von Hitze zur Kälte dem Leibe verursacht. Man findet daher schon wirklich in obigem Fall einige Erleichterung, wenn man das Objectivglas erleuchtet, da doch nun gewiß noch mehr

25

Licht auf das Auge fällt, als vorher, da der Mond allein da war, allein es ist nun alles gleichförmiger, der Mond scheint nicht mehr an einem schwarzen, sondern an einem weißlichten Himmel zu stehen. So würde das Blatt, worauf ich schreibe, das mir mit so sanftem Licht zu leuchten scheint, unerträglich zu glühen scheinen, wenn es dieses erborgte Licht des Nachts in einem übrigens dunkeln Zimmer, als sein eigenes zurückwürfe. Ich würde glauben auf weißglühendes Blech zu schreiben, und mit der Federspitze einzelne Stellen abzulöschten. — Also, wenn es dann doch einmahl bey Licht gelesen oder geschrieben seyn soll, so ist es immer besser zwey oder drey Lichter zu gebrauchen, als ein einziges, nur muß die Flamme selbst mit so wenigem Aufwand von Schatten verdeckt werden, als es die

Umstände verstaten. Hr. Prof. Büsch hält zu dieser Absicht die kleinen Tischenschirme aus Taffet für die bequemsten und besten, deren Mangel man auch ebenfalls mit einer Karte ersetzt, die man mittelst einer Haarnadel befestigt. Die Lampen mit Schirmen, die, wie die Segnerschen und andere ähnliche, das ganze Zimmer verfinstern, bis auf die Stelle da man liest, müssen bey fortgesetztem Gebrauch nothwendig das beste Gesicht durch eben diese ungleiche Vertheilung des Lichts schwächen, da bey jedem Umhersehen, das Auge die Veränderung erleidet, von der wir oben geredet haben, und auch selbst in dem Falle, da man nicht umhersteht, jene ungleiche Erleuchtung des Inneren des Auges bewirkt, die so schädlich ist. Schade, daß die vortrefliche Lampe des Argand, die sonst in

aller andern Rücksicht eine der schönsten Erfindungen ist, auch diesen Fehler hat. Der Erfinder hat zwar einigermaßen dieser übeln Wirkung dadurch vorzubeugen gesucht, daß er die Schirmstärze aus dickem, weißem Papier macht, wodurch das Licht mehr durch die Stube vertheilt wird, und freylich nicht so schädlich als ein undurchsichtiger Schirm, oder als der Anblick der Flamme selbst wird, aber doch noch immer zu abstechend gegen das übrige Licht des Zimmers, weil die Lichtflamme bey dieser Lampe so äußerst lebhaft ist. Auch hat man den Rauchfang aus gefärbtem Glas gemacht, dadurch wird aber ein Theil der Absicht dieser Lampe verfehlt, nämlich die große Helle. Daß Schirme, die man über den Kopf stürzt, das Licht im Auge ebenfalls ungleichförmig vertheilen, ist schon oben erinnert worden. —

Der zweyte Hauptrath ist: Man muß den Augen nie mehr anmuthen, als sie vertragen können, und die Art und die Zeit der Beschäftigungen so viel möglich, nach dem Zustande der Augen wählen \*). Man muß also, so viel als möglich, alle lange anhaltende Anstrengung der Augen vermeiden, und in den Beschäftigungen abwechseln. Zum Glück werden die von Nerven herrührenden Augenschwächen gewöhnlich solchen Menschen zu Theil, die dieses noch können, und seltener Leuten, die in körperlichen oder in leichtern Handarbeiten sich anhaltend beschäftigen. Hr. Prof. Büsch enthält sich seit vielen Jahren alles anhaltenden Lesens bey Licht, und wählte dafür lieber das Schreiben, weil er dann seinen Augen noch durch den Gebrauch des blauen Papiers zu Hülfe kom-

\*) Büsch a. a. O. S. 333.

mén kann. Weil mir aber, setzt er hinzu, meine gesetzten Arbeiten nicht Beschäftigung genug gegeben hätten, so mußte ich mich nach andern Gegenständen umsehen. Kurz, dieser Umstand insonderheit habe ihn erst spät zum Schriftsteller, und nun beynabe zum Vielschreiber gemacht." Mancher Ausländer wegen (denn der Almanach wird übersetzt,) muß ich hinzusetzen, — und zwar zu einem, der der Nation Ehre macht. So viel Trost diese Geschichte dem Denker gewähren wird, der aus sich selbst schöpfen kann, so wenig tröstliches enthält sie für den Compiler, der seine Bibliothek oder gar die öffentliche mit zu seinem Kopf rechnet, und bey welchem sich besinnen nachschlagen heißt. Doch diese gehören mit unter die subtilen Handarbeiter, von denen wir so eben gesagt haben, daß sie nicht so leicht



mit dieser Krankheit befallen werden. Wer sich vorlesen lassen und dictiren kann, kann sich freylich große Erleichterung verschaffen, und allen anstrengenden Gebrauch der Augen bloß auf den Tag versparen, mit sehr großem Gewinn für dieselben.

Dritter Rath: Man beschäufige seine Augen in freyen Stunden, so viel als möglich in freyer Luft und im Sehen in die Ferne \*), man wähle seine Vergnügungen in dieser Rücksicht. Reiten hat einen längst erkannten Nutzen für nervenschwache Augen, durch die heilsame Erschütterung der Nerven. Fahren und Spazierengehen haben ihn auch in dieser Rücksicht. Von allen aber ist dieses der Hauptvorthail, den sie dem schwachen Auge verschaffen, daß dasselbe mit einer Menge von Gegenständen beschäftigt wird,

\*) Ebendasselbst S. 236.

deren keiner das Auge lange auf sich zieht, und die in der Entfernung, worin man sie sieht, demselben ein hinlänglich sanftes Licht zusenden.

Zum Trost bey anhaltender Augenschwäche dient die Bemerkung, daß sie sich selten mit völliger Blindheit endigt, zumahl wenn man sich der erwähnten Vorsicht bedient, und man lasse sich daher nicht gleich durch Deulisten schrecken. Es gibt unter ihnen sehr seltsame Menschen, die alle die prachtvolle Windigkeit des Rittern Taylor ohne seine Geschicklichkeit besitzen. Ich kann hier aus eigener Erfahrung reden, und ergreife mit Vergnügen diese Gelegenheit, einem Manne ein kleines Denkmahl zu stiften, das ich ihm schon längst zugedacht habe, ohne die Gelegenheit dazu finden zu können. Dieser Mann ist der berühmte Deulist Wenzel

der Vater in London. Wer ihn noch nicht kennt, kann die kurze aber brillante Geschichte seines eigenen Werthes, mit stehenbleibenden Schriften gedruckt in jedem englischen Morning paper lesen. Wenn schon die Gleichzeitigkeit einem Geschichtschreiber so vielen Credit gibt, so kann man leicht denken, was gar diese Geschichte seyn müsse, da er selbst der Verfasser davon ist. Zu diesem wackern Landsmanne verfügte ich mich im Jahr 1775, da sich ein Zufall an einem meiner Augen zeigte, der einigen meiner Freunde und besonders mir sehr bedenklich schien. Er wohnte in einer der ersten Straßen Londons, in Pall-Mall, da wo nachher auch Graham seine himmlische Bettlade aufschlug. Bey dem Eintritt in das Haus, wurde ich von einem Paar Bedienten oder Lehrlingen, denn sie hatten in ihrem

Betragen etwas von beyden, mit den Augen gemessen und gewogen, vermuthlich zu erforschen, ob ich ein solbenter oder ein gratis Patient sey, denn in meinem Anzug mochten sie wohl auch so etwas von beydem entdeckt haben. So kam ich endlich vor Hrn. Wenzel, der mit jemanden in der Stube ein sehr breites Englisch sprach. Ich fragte ihn auf die bescheidenste Weise von der Welt auf Englisch, ob ich wohl Deutsch mit ihm reden könne, denn es gibt in England Deutsche die es nicht gern Wort haben wollen, daß sie es sind. O, sagte er, sprechen Sie mit mir, was für eine Sprache Sie wollen. Dieses gab mir eine sehr hohe Idee von den Sprachkenntnissen dieses Mannes; ich klagte ihm also mein Anliegen deutsch. Er ließ mich niedersitzen, besah mein Auge mit sehr bedeutendem, liebeichem Kopfs

schütteln, und auf die Frage: was er von dem Umstand hielte, sagte er: Sie werden blind. — Können Sie mir aber wohl helfen? — O ja — und was muß ich Ihnen dafür bezahlen? — Zehn Guineen, war die Antwort, ich gebe ihnen etwas in einem weiten Glase, da halten sie das Auge des Tages etliche Mahl hinein u. s. w. Ein feiner Charlatan, war denn doch der Mann nicht. Er hätte mich bloß niederschlagen sollen, allein der unanständige decisive Ton seiner Worte richtete mich mehr auf als mich ihre Bedeutung niederschlug, und ich sah auf einmahl wen ich vor mir hatte, bezahlte ihm eine halbe Guinee für die gemachte Freude, und ging nach der Straßenthür zu, wohin er mich mit bezahlter Höflichkeit unter vielen Bücklingen begleitete. Vollkommen tröstlich

für mich war indessen diese Unterredung im Ganzen nicht, denn ich hörte nachher von Wenzels Talenten wenigstens nicht immer schlecht sprechen. Indessen nahm man bald meine Geschichte eine andere Wendung. Auch hier muß ich ein Paar Männer nennen, nicht um ihnen ein Denkmahl zu stiften, denn dieses haben sie, die sehr weit über alles Lob, das ich ihnen ertheilen könnte, erhaben sind, selbst längst gethan. Ich sprach nämlich von meinem Zufall an einem hohen Orte. Die Folge war, daß der königliche Wundarzt Hankins zu mir kam. Bey seinem Eintritt in die Stube war es als gingen Zutrauen und Hülfe vor ihm her, mit so liebreichem Ernst nahte er sich mir. Er sah mir lange in das Auge, aber ohne Kopfschütteln, gab mir alsdann die Hand, und sagte mit unbeschreiblich sanftem Ton,

den ich noch immer höre: Seyn Sie ganz ohne Sorgen, Sie haben nichts zu befürchten, und verordnete mir ein sehr leichtes Mittel, das mir ein Paar Groschen kostete. Als ich bald darauf nach Göttingen kam, fing ich doch wieder an zu sorgen, denn die Augenfranken sind gar vorsichtige Menschen, und fragte unsern jetzigen Hrn. Leibarzt Richter. Hier erhielt ich dieselbe herzliche Versicherung mit denselben Mitteln, und seit der Zeit hat das Uebel, das doch schon zu dem Grade angewachsen war, daß es die Hornhaut durch Andruck etwas verstellte, und ich wirklich mit diesem Auge doppelt sah, nicht allein nicht zugenommen, sondern ist so völlig verschwunden, daß ich noch kaum im Vergrößerungsspiegel die Spur davon finde. Dieses zeigt wie man die Augen-

ärzte wählen müsse deutlich. Die Regel gilt auch bey der Wahl der Nerzte überhaupt. — Ehe ich nun zu den Hülfsmitteln schreite, die das Gesicht von Gläfern hoffen kann, und der dabey nöthigen Vorsicht, so schreibe ich Hrn. Adams, einem erfahrenen, vorsichtigen Manne ein äußeres Mittel nach, das allemahl ohne Schaden, und oft mit Vortheil gebraucht worden ist, wo sich eine Schwäche der Augen früher als man vom Alter des Patienten erwarten sollte, einstellt, und wovon auch sonst keine in die Augen fallende Ursache vorhanden ist: Zu einem halben Quartier Brantwein thut man zwey Unzen Rosmarinblätter in eine schwarze Flasche, und schüttelt alles drey Tage hinter einander etliche Mahl des Tages durcheinander, läßt es drey Tage stehen, und seihet es alsdann durch. Von



dem Klaren dieses Aufgusses mischt man sodann einen Theelöffel voll mit vier Theelöffeln voll warmen Wassers, und wäscht damit beym Schlafengehen die Augen so, daß man die Augenlieder jedes Mahl in eine solche Bewegung setzt, daß dabey etwas von dem Aufguss zwischen das Augenlied und den Augapfel kömmt. Nach und nach kann man immer weniger Wasser nehmen, bis man endlich mit gleichen Theilen von jedem beschließt. —

Allein aller Mühe und Vorsicht ungeachtet, wird oft das Auge schwächer so wie die Stärke der körperlichen Hülle zu sinken anfängt, oder leidet wenigstens Veränderungen die eine Beyhülfe nöthig machen. Doch ist dieses nicht immer eine nothwendige Folge des Alters, ob es gleich eine sehr gewöhnliche ist. Hr. Prof. Büsch redet von einer Frau, die

als er seinen Aufsatz schrieb, noch in Hamburg lebte, die in ihrem hundert und zehnten Jahre noch eines vollkommenen Gesichtes genießt; und ähnliche Beyspiele gibt es im siebenzigsten und achtzigsten Jahre gewiß unzählige, und würden gewiß noch häufiger seyn, wenn man von den Jahren des reifenden Verstandes an eine gehörige Gesichtseconomie bey sich eingeführt hätte. Ist es aber nun einmahl nicht anders, stellen sich die Folgen des Alters beym Gesicht ein, so affectire man nicht lange eine Kraft, die einem nicht mehr natürlich ist. Durch Affectation von Kraft in gewissen Jahren geht nicht selten auch noch der Theil derselben verloren, den man noch hat, ohne daß man sonst etwas dabey gewönne. Daher sind auch die geraden offenherzigen Leute, die nicht um ein Haar stärker oder

jünger oder gesunder seyn wollen als sie sind, diejenigen die am längsten aushalten. So empfängt auch hier die Tugend ihren Lohn durch sich selbst.

Man kann überzeugt seyn, daß dieser Fehler der Augen eintreten werde, oder bereits eingetreten sey, wenn man 1) genöthigt ist, um kleine Gegenstände deutlich zu sehen, sie in einer beträchtlichen Entfernung vom Auge zu halten. 2) Wenn man des Abends mehr Licht nöthig hat als sonst, und z. B. um deutlich zu sehen die Kerze zwischen den Gegenstand und das Auge bringen muß. Ein in aller Rücksicht äußerst schädliches Verfahren, wenn damit angehalten wird. 3) Wenn ein naher Gegenstand, den man mit Aufmerksamkeit betrachten will, sich zu verwirren und wie mit einem Nebel zu überziehen anfängt. 4) Wenn die Buchstaben

beym Lesen zuweilen in einander zu fließen und doppelt und dreyfach zu seyn scheinen. 5) Wenn die Augen nach einer mäßigen Anstrengung gleich so sehr ermüden, daß man genöthigt ist zur Erholung auf andere Gegenstände zu sehen. Bemerket man einen oder mehrere von diesen Umständen, so ist es Zeit sich nach Gläsern umzusehen, die alsdann gut gewählt, den Augen zur mehrern Erhaltung, ja zur Heilung dienen könnten, die sonst durch unnütze Anstrengung deutlich zu sehen, noch mehr verdorben werden würden. In diesem Verstande können die Brillen wirklich Conservirgläser werden. Man muß aber ja nicht glauben, wie sehr gewöhnlich geschieht, daß es Gläser gebe, die ein noch völlig gesundes Gesicht zu conserviren dienen. Brillen sind Krücken, und Conservirkrücken für gesunde Beine

gibt es nicht und braucht man nicht. Je eher man dazu thut, desto besser. Jeder Aufschub verschlimmert die Sache. Aldam's führt einen Fall an, da eine Dame aus falscher Scham, den Gebrauch der Brillen so lange aufschob, daß man ihr am Ende nur noch mit Gläsern von solcher Dicke und Brennweite, dergleichen man am Staar operirten Personen zu geben pflegt, eine leidliche Hülfe verschaffen konnte; da hingegen Personen, die bey Zeiten Gläser von großen Brennweiten gebrauchten, öfters im Stande gewesen sind, ihre Brillen bey Seite zu legen und mit den bloßen Augen zu sehen. Man sey daher bey der Wahl, zumahl der ersten Brillen, sehr auf seiner Huth, und wende sich an erfahrene Leute. Man wähle keine starke Vergrößerer, sondern nur solche, durch welche man mit Leichtigkeit

in eben der Entfernung lesen kann, in welcher man sonst mit Bequemlichkeit ohne Brillen zu lesen pflegte. Wird freylich das Auge noch flacher, so muß man stärkere Vergrößerer suchen, aber sich immer hüten, nicht plözlich zu weit zu gehen. Eine gute Probe, daß man zu weit gegangen und seine Brillen zu stark gewählt habe, ist, wenn man das Buch näher ans Auge bringen muß, als sonst Personen von gesunden Augen zu thun pflegen, nämlich näher als neun bis acht Zolle. Zuweilen ereignet es sich, daß Personen, die am Tage gut und bequem durch die Brille lesen können, bey Licht aber nicht, wenigstens nicht ohne beschwerliche Anstrengung; diese werden wohl thun, wenn sie sich eine etwas mehr vergrößernde anschaffen, die sie nur bey Licht gebrauchen. Man hätte sich vor den

so genannten Brillen mit Bedeckungen oder Blendungen, die die Engländer visual Spectacles nennen, deren Gläser, von geringer Apertur mit sehr breiten schwarzen Ringen, gewöhnlich aus Horn eingefast sind. Ein unwissender Mann hat ihnen aus einem mißverständenen Principio diese Einrichtung gegeben, die bey Fernrdhren nöthig, hier aber nicht bloß unnütz sondern schädlich ist, eben wegen dieser starken und nahen Schatten, und weil bey etwas langen Zeilen der ganze Kopf in Bewegung gesetzt werden muß. Eben so unnütz und schädlich, wie wohl nicht in ganz so hohem Grade, sind die grünen Brillen. Hr Prof. Büsch sowohl als Adams sprechen aus Erfahrung stark dagegen. Das Grüne ist allerdings eine sanfte und angenehme Farbe, aber nicht die Farben der Gegenstände,

die man durch grüne Brillen ansieht. Sie geben allen Farben, das Weiße und Grüne ausgenommen, ein unangenehmes und schmieriges Ansehen, und werden sie abgenommen, welches der Fernsichtige bey fernen Gegenständen thut, so erhalten die Gegenstände ein blendendes, anfangs fogar röthliches, Ansehen, welches den Augen schadet. Auch in dieser Erfindung also ist mehr guter Wille als Verstand. Die Furcht und Scham alt zu scheinen, denen wir den ganzen zweyten Theil der coëmetischen Kunst zu danken haben, haben ebenfalls an den Krücken gekünstelt, wodurch sich das alternde Gesicht forthelfen muß, oder ihnen wenigstens das Ansehen von einem Spazierstock zu geben gesucht, den man mehr aus Laune als Noth gewählt hätte. Sie haben nämlich das Auge zu bewaffnen gesucht ohne die Nase



zur Waffenträgerinn zu machen, und die sogenannten Lesegläser erfunden, die man in der Hand hält. Die Absicht dieser Gläser soll seyn, sich bey der Fernsichtigkeit des Alters noch ein Ansehen von Jugend zu geben; dann soll die Würde des Gesichts nicht so sehr darunter leiden, und endlich auch die Nase nicht gemißbraucht werden, und den guten Ton nicht verlieren. Der erste Vortheil ist gewiß sehr gesucht, und würde wegfallen, so bald man dergleichen Gläser nur bey Alten sähe. Was den zweyten Vortheil betrifft, so ist zwar nicht zu läugnen, daß zu allen Zeiten und bey allen Völkern, die meisten Handlungen, worin sich die Nase entweder von selbst mischt, oder in welche sie mit Gewalt gezogen wird, so bald sie nicht mit zu den Geruchsgeschäften gehören, ein etwas lächerliches An-

sehen gewinnen. Dahin gehört z. B. das Tragen großer Warzen darauf, die gar für die Nase nicht gehdren; das Umschlagen von Blättern in Büchern, das Auf- fangen und Pariren von Schlägen, denen sie nicht gewachsen ist, oder wenn sie sich gar zum Zügel oder zur Handhabe ge- brauchen läßt, ihren Besizer daran herum zu führen. Allein nichts, was die Nase zu Unterstützung der Augen thut, hat sie je lächerlich gemacht, wegen der bekann- ten Verwandtschaft die zwischen beyden Statt findet. Es ist nämlich bekannt, daß beyde schon in der frühesten Jugend gemeiniglich zugleich weinen, ja daß selbst im Alter die Augen noch übergehen, wenn die Nase gereizt wird, und daß sie nicht selten zu gleicher Zeit roth werden. Den guten Ton wird sie ebenfalls nicht ver- lieren, wenn die Dienstfertige nicht zu

sehr geklemmt wird, und etwas Untersützung durch Wägel an den Schläfen erhält, und, was hier wohl bemerkt zu werden verdient, so hat es Leute gegeben, die diese im Dienst veränderte Sprache für schön gehalten haben, zumahl wann sie sich nicht so wohl dem näselnden Clarinetton, als vielmehr der vornehmen, halb erstickten Schnupstabakssprache nähert, die das m fast wie b ausspricht. Doch genug mit dieser Art zu widerlegen und von solchen Argumenten. — Die Lesegläser sind schädlich und unnütz, 1) weil sie ihrer Natur nach nicht fest gehalten werden können, und also folglich das Auge immer andere Stellungen erfordert und auch annimmt, wodurch es ermüdet und geschwächt wird, daher solche Personen öfters sich genöthigt sehen zu Brillen überzugehen, wenn es fast zu spät ist.

2) Weil das von ihrer Oberfläche zurückgeworfene Licht bey mancher Gelegenheit stark blendet und verwirrt, und dadurch das Uebel vermehrt; und 3) weil sie beyim Schreiben und vielen andern Verrichtungen nicht zu gebrauchen sind. Personen, die in ihren besten Jahren kurzsichtig gewesen sind, bedürfen im Alter der Brillen selten oder gar nicht, weil ihr Auge zu viel Converitāt hatte, die sich nun verliert, aber nicht immer zu dem Grade, daß sie converer Brillen bedürften. Die Menge rechnet ihnen dieses zur Glückseligkeit, daß sie im späten Alter ohne Brillen lesen können, das heißt, nicht nöthig haben einen halben Gulden für ein Paar Gläser hinzugeben, dafür sie denn die ganze übrige Lebenszeit für die Schönheit der Natur im Großen blind waren, und nie den entzückenden Anblick einer schönen

Gegend genossen haben. — Die Kurzsichtigen müssen sich bey der Wahl ihrer Brillen eben der Vorsicht bedienen, deren wir oben Erwähnung gethan haben, nämlich ihre Gläser nicht gleich allzu hohl wählen, und würden wohl thun sich bey Zeiten der Brillen von solcher Concavität zu bedienen, die ihnen verstatet das Buch acht bis zehn Zoll vom Auge zu halten, anstatt es dem bloßen Auge immer näher zu bringen, und dadurch den Fehler immer mehr zu verschlimmern.

Noch muß ich denjenigen zum Trost erinnern, die von den kleinen schwarzen vor den Augen schweben zu scheinenden Flecken geschreckt werden, welche die Franzosen *mouches volantes* nennen, daß sie wenig zu bedeuten haben. Ich kann hierin Hrn. Prof. Büsch's Erfahrung auch noch die meinige beysügen.

Als ich mich im Jahr 1769 und 1770 sehr mit mikroskopischen Beobachtungen abgab, bemerkte ich ihrer mehrere, zumahl im rechten Auge, nicht als wenn ich sie mir durch das Mikroskop zugezogen hätte, sondern weil die Lage des Auges, bey dem zusammengesetzten Mikroskop, da bey dem abwärts Sehen die Achse desselben fast vertical zu stehen kommt, ihrer Beobachtung sehr günstig ist. Ich wurde dadurch beängstigt, zeichnete die Figur von einigen, um ihren Wachsthum oder Abnahme zu bemerken, fing aber endlich an mich nicht weiter mehr um sie zu bekümmern, welches gegen viele Uebel in der Welt, wo nicht ein treffliches Mittel selbst, doch gewiß eine große nothwendige Unterstützung dabey ist, und fand nach fünf, sechs Jahren unvermuthet, daß die Flecken alle verschwunden waren. —

Außer den oben erwähnten Ursachen von Augenschwächen gibt es freylich auch noch andere, deren Hebung für den Arzt allein gehört. Aber die Schwäche entstehe woher sie wolle, so wird allemahl die oben erwähnte Deconomie beyrn Geschäfte des Sehens nöthig seyn, und jede Verabsäumung derselben die Sache verschlimmern.

—